

Gerd B. Achenbach

Das Geld der Beruf der Individualismus

Warum Menschen Arbeit suchen

Festvortrag auf dem Jubiläumskongreß
„40 Jahre Deutscher Verband der Berufsberatung“
in Bad Godesberg am 5. Oktober 1996

Es gibt zweierlei Arten „Ernst“: den Ernst in der Prosa des Alltagslebens, den alltäglichen Ernst, und den der Feierstunden, den Ernst der großen Fragen. Wird das tagtägliche Geschäft und Pensum gewöhnlich von Problemen bestimmt, die aufdringlich sind oder „hautnah“, wie man sagt, von häufig lästigen Details und zermürenden Kleinigkeiten, so laden Feste und Ausnahmegelegenheiten wie Ihre Jubiläums-Jahrestagung dazu ein, einmal Sorgen anderen Zuschnitts vorzustellen, Probleme zeitgeschichtlichen Gewichts, die nicht nur diesen oder jenen betreffen, sondern das Große und Ganze, unsere Verfassung insgesamt und damit uns alle. Verlangt die Alltagsroutine *Einblick* und das Chaos des Bürokleinkrams den *Durchblick*, ergibt sich der besondere Ernst der Feierstunden aus dem *Überblick*. Und jetzt ist Feierstunde.

Also werde ich meinem Auftrag gerecht zu werden versuchen, indem ich einige höchst generelle, Übersicht entwerfende Eindrücke vortrage – und zwar in zwei Schüben gewissermaßen. Dabei soll mir der erste Teil nur die Voraussetzung schaffen, die mir erlaubt, im zweiten Teil einen eigenwilligen Zugang zu meinem Thema zu finden, zu der Frage nämlich: warum Menschen Arbeit suchen.

Jener erste Teil wird die soundso heute nahezu in allen Köpfen verdüsterte Sicht unserer Lage durch düstere Aspekte bestärken – doch daran werden Sie nichts Anstößiges finden: an Schwarzseherei aller Art ist heute jedermann gewöhnt, das Alarmieren und Sorgen Ausbreiten ist mittlerweile guter Ton und gewohnheitsmäßig wird es als Indiz für tiefe Einsichten genommen. Der zweite Teil hingegen wird auf ungewohnte Weise eine eigentlich erfreulichere Sicht derselben Tatbestände präsentieren, sogar Hoffnung machen und im Grunde Zuversicht verbreiten – daran aber, wage ich zu prophezeien, wird von Ihnen mancher ganz entschieden Anstoß nehmen ... Es wird damit gehen, wie es *Schopenhauer* für die Regel hielt, wenn eine „neue Ansicht“ ins Gespräch gebracht wird, zu „deren Gegenstand“ sich bereits irgend ein Urteil festgesetzt habe: eine solche Ansicht werde gewöhnlich nicht etwa begrüßt, sondern zunächst einmal abgewehrt und verneint.

„Denn sie dringt feindlich in das vorläufig abgeschlossene System unserer Ueberzeugungen, erschüttert die dadurch erlangte Beruhigung, muthet uns neue Bemühungen zu und erklärt alte für verloren. Demgemäß ist eine uns von Irrthümern zurückbringende Wahrheit einer Arznei zu vergleichen, sowohl durch ihren bitteren und widerlichen Geschmack, als auch dadurch, daß sie nicht im Augenblick des Einnehmens, sondern erst nach einiger Zeit ihre Wirkung äußert.“¹

Seien Sie also auf alles gefaßt, ich bin es auch. Schlucken Sie die bitteren Pillen, die ich Ihnen nachher verabreichen werden – und warten Sie ruhig die Wirkung ab.

1) Arthur Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena II“, § 43

Zum ersten Teil, wie angekündigt:

Durch irgendeine Tür muß man ins Haus. Der Schlüssel aber, der uns das Haupttor aufschließt, durch das wir Zutritt zu den großen Problemen der Gegenwart erhalten, ist die *Arbeitslosigkeit*.² Sie eröffnet uns auch einen neuen Zugang zu den drei Begriffen Geld, Beruf und Individualismus. Vor allem aber wird *durch sie* die Frage akut, warum Menschen Arbeit suchen – Sie werden es sehen. Der Arbeitslosigkeit gilt darum meine erste und eröffnende These. Sie lautet:

Arbeitslosigkeit, die in den entwickelten Industriegesellschaften unaufhaltsam zum Massenschicksal wird, ist nicht die Folge des Versagens der modernen Gesellschaft, sondern ihres Erfolgs.

Lassen Sie mich meine These erläutern:

Weitgehend setzt sich die Einsicht durch, daß die in allen modernisierten Gesellschaften zunehmende Arbeitslosigkeit „strukturell“ bedingt ist. – Was heißt das?

Es heißt nicht nur, daß etwa von konjunkturellen Erholungen keine Lösung des Problems zu erwarten ist – das ist das wenigste. Es heißt vielmehr, daß die Lösungen, die im Sinne der gegenwärtig konkurrenzlos erfolgreichen Gesellschaft vorgeschlagen werden, das Problem nicht nur nicht lösen, sondern allererst schaffen und verschärfen.

Drei Beispiele zur Erläuterung:

– „Wachstum“ wird gefordert – doch im Dienst des Wachstum werden die unwirtschaftlich arbeitenden Wirtschaftsteilnehmer gerade aus dem Wirtschaftsprozeß entfernt. „Wirtschaftswachstum“, ich zitiere *Ulrich Beck*, „setzt ... nicht ... den Abbau von Arbeitslosigkeit in Gang, sondern genau umgekehrt den Abbau von Arbeitsplätzen voraus: jobless growth“.³

– Die Wirtschaft müsse „gesund“, heißt es, denn nur eine „gesunde“ Wirtschaft schaffe Arbeitsplätze – doch eben zur „Gesundung“ der Wirtschaft werden die Stellen gestrichen. Ich zitiere den britischen Wirtschaftsphilosophen *Charles Handy*: „In fünf Jahren oder eher will ich nur halb so viele Leu-

2) Selbstverständlich ist das Problem Arbeitslosigkeit auch sonst ein Haupt- und Schlüsselproblem der Gegenwart. Eine eben veröffentlichte Umfrage im Auftrag der ZEIT, durchgeführt von Infratest, ergab, daß „die Arbeitslosigkeit zum vorherrschenden Thema [...] geworden“ ist. „Vor allem haben die Menschen den Glauben verloren, daß sich an dem Problem Massenarbeitslosigkeit in den nächsten Jahren etwas ändern könnte. 71 Prozent der Befragten glauben, daß die Zahl der Stellungslosen eher noch steigen wird.“ „Zukunftsangst“ breite sich aus: „Fast jeder zweite Deutsche glaubt, daß es die heutige Jugend einmal schlechter haben wird als ihre Elterngeneration.“ Siehe „Wohlstand auf Abruf“, DIE ZEIT Nr. 41 v. 4. Okt. 1996, S. 28

3) „Kapitalismus ohne Arbeit. Über die Mythen der Politik, globale Wirtschaft und die Zukunft der Demokratie“. SPIEGEL-Essay in Nr. 20/1996 vom 13. Mai 1996, S. 142

te in meiner Firma haben, die doppelt so gut bezahlt werden und dreimal so viel produzieren. Jedes Unternehmen – ob es dem Management bewußt ist oder nicht – arbeitet auf diese Formel hin.” Ergo: „Die Unternehmen werden kleiner, immer mehr Menschen sind draußen.”⁴

Das ist die Logik der „Gesundung“ oder „Effektivität“, das Maß der wirtschaftlichen Rationalität mithin – und es ist die Logik nicht nur in der sogenannten „freien“ Wirtschaft, sondern es ist ebenso auch das Gesetz, nach dem jetzt an die „Gesundung“ der Staatsfinanzen gegangen wird und gegangen werden muß – wenngleich man sich im windstillen Sondernilieu der Pfründe und Pensionen behutsamer beziehungsweise einfach ängstlicher ans Werk begibt. Schließlich allerdings wird man sich auch in den Verwaltungen dem unerbittlichen Gesetz des Geldes unterwerfen müssen.

Ich vermute: Sie haben bereits entsprechende Erfahrungen auch in Ihren Ämtern sammeln können ...

– Eine eingeführte Hoffungsformel lautet: Arbeitsplätze, die in der Industrie verloren gingen, ließen sich durch neue Arbeitsplätze im Dienstleistungssektor kompensieren, Innovationen und Investitionen „in die Zukunft“ seien nötig usw. Doch nach ausnahmslos derselben Logik, nach der die Industrie immer mehr Menschen überflüssig machte, werden sie jetzt überflüssig gemacht bei den Banken und Versicherungen. Wer in der Branche etwas von „Innovationen“ hört, zittert schon bald um seinen Arbeitsplatz noch etwas mehr ... Die derzeitige Serie „Wirtschaft Spezial“ der „ZEIT“, Titel: „Die mageren Jahre“, hat u. a. am Beispiel der „Deutschen Bank“ vorgeführt, in welchem noch kaum abschätzbaren Ausmaß nunmehr die Kreditinstitute Arbeitskräfte hinausrationalisieren. In den vergangenen vier Jahren habe etwa jeder fünfte Deutschbanker seinen Arbeitsplatz bereits verloren.⁵ Und das ist erst der Anfang. In der „ZEIT“ vom 22. März dieses Jahres stand unter dem Aufmacher „Rank und schlank“ – und der Untertitel: „Deutschlands Kreditgewerbe steht vor einer schmerzhaften Revolution“ – zu lesen: Ein scharfer „Konzentrationsprozeß“ habe das Kreditgewerbe erfaßt, eine führende Beratungsgesellschaft sehe in Kürze 100.000 der 700.000 Beschäftigten im Gewerbe auf der Straße stehen, von den bislang gut 50.000 Geschäftsstellen stünden etwa 14.000 zur Disposition – und dann wird das Vorstandsmitglied der Deutschen Bank, Ulrich Weiss, zitiert, der das Traditions-Haus mit einer „riesigen Baustelle“ verglichen habe: in historisch beispiellosem Ausmaß werde „umgebaut“. Was im Gange sei, sei ein schonungsloser, „radikaler Wandel“.⁶ Die

4) „Viele begreifen zu spät.“ Interview mit C. Handy, SPIEGEL 42/1995, 131.

5) „Dann wirst du einfach weggedelt“, von E. Martens u. M. Müller, DIE ZEIT Nr. 39 v. 20. Sept. 1996, S. 29

6) DIE ZEIT Nr. 13 v. 22. März 1996, S. 21; vgl. FAZ Nr. 211 v. 11. Sept. 1995, S. 13, Titel: „Die Deutsche Bank gleicht einer riesigen Baustelle“, Untertitel: „Ulrich Weiss: Veränderungen sind mit Unbequemlichkeiten verbunden“ (Gespräch mit Ulrich Weiss); unter diesem Gesprächsprotokoll auf derselben Seite: „Mitarbeiter der Deutschen Bank beklagen rigorosen Wandel“ ...

Mitarbeiter werden ahnen, wo so von „Umbau“ geredet wird, tut sich die Baugrube auf, er der viele von ihnen verschwinden. In der jüngsten Tochter des Unternehmens, der „Bank 24“, wird ihnen schon vorgemacht, was bislang letzter Stand des Fortschritts ist: 318 Mitarbeiter verwalten dort in einer ehemaligen Getreidemühle ca. 43.000 Konten und Depots, fast die Hälfte der Crew arbeitet im Schichtbetrieb für 18 bis 27 Mark die Stunde, Sonn- und Feiertagszuschläge gibt es nicht, Weihnachtsgeld oder Betriebsrente gleichfalls nicht, und nur 46 Prozent der Belegschaft sind Bankkaufleute, 20 Prozent hingegen Studenten verschiedener Fachrichtung, „der Rest junge Mütter, ehemalige Friseure oder Hotelkräfte“. Ein Tanzlehrer und ein Maurer verstärken das Team, dessen Durchschnittsalter mit 27,5 Jahren angegeben wird.⁷ Da sieht man nicht in die Zukunft, sondern erhält einen Einblick in die Gegenwart.

Ich fasse bis dahin zusammen: Die als *strukturell* erkannte Arbeitslosigkeit wird bleiben und quantitativ enorm zunehmen. Sie wird zunehmen, weil sie *in der Logik des Systems* liegt, das sich *so* erfolgreich durchsetzt.

Die Massenarbeitslosigkeit ist der Triumph wirtschaftlicher Rationalität im Bunde mit dem technischen Fortschritt. Sie produziert immer mehr volkswirtschaftliches Vermögen mit immer weniger Menschen. Das ist der Fortschritt. Und der ist unaufhaltbar, bis er an sich selbst zugrunde geht.⁸

Hans Magnus Enzensberger hat in seinen „Aussichten auf den Bürgerkrieg“ das Problem richtig benannt: Nicht mehr – wie Karl Marx noch annahm – ist die „Ausbeutung“ der Menschen das Problem, sondern „die entsetzliche Wahrheit ist: In New York ebenso wie in Zaire, in den Metropolen ebenso wie in den armen Ländern werden immer mehr Menschen für immer aus dem ökonomischen Kreislauf ausgestoßen, weil sich ihre Ausbeutung nicht mehr lohnt“.⁹

Zweitens: Die Arbeitslosigkeit sei *strukturell* bedingt, heißt allerdings noch etwas Weiteres und Zweites. Es heißt: sie gründet in bestimmten Sicht-, Denk-, Einstellungs- und Verhaltensweisen, in Ansprüchen vor allem, die den Strukturen unserer Gesellschaft entsprechen – genauer eigentlich: diese Struktur *sind*. In diesem Sinne hat Meinhard Miegel mit richtiger Pointierung ausgesprochen, Strukturprobleme seien „recht betrachtet Kopfprobleme“ – oder, wie er angefügt hat: „Sie sind Ausdruck einer Sinnkrise.“¹⁰

Auch das will ich jedenfalls kurz erläutern, und zwar im Blick auf unser Faktum, die *strukturelle* Arbeitslosigkeit. Ich schließe mich dabei den Erklä-

7) Erika Martens, „Wohin die Reise geht ... Die Bank 24 kennt keine Filialen und keinen Tarifvertrag“, DIE ZEIT Nr. 39 v. 20. Sept. 1996, S. 31

8) vgl. Achenbach, „Geld und Risiko“ (1996)

9) „Aussichten ...“, Frankfurt 1993, S. 42 f

10) „Strukturprobleme hochindustrialisierter Länder“, in: MERKUR Nr. 544, Heft 7/94, S. 573; vgl. seine Beiträge zum 3. Teil des „ZEIT-Symposiums“ zu Ehren von Helmut Schmidt: „Viel Arbeit, wenig Arbeitsplätze“, DIE ZEIT Nr. 2 v. 7. Jan. 1994, S. 12ff.

rungsvorschlägen an, die *Meinhard Miegel* seit einiger Zeit vorträgt und meines Erachtens überzeugend gegen Widerspruch verteidigt.

Die hohe Zahl der Arbeitslosen ist danach nicht allein die Folge davon, daß die durchmodernisierte, technisch aufgerüstete Wirtschaft und Verwaltung Arbeitskräfte überflüssig macht und dann hinausfeigt oder auch mit einer Abfindung hinauskaufte. Dagegen spreche die Tatsache nämlich, daß sich etwa in Deutschland allein in den zwanzig Jahren von 1973 bis 1993 die Anzahl der Erwerbspersonen im Verhältnis zur Wohnbevölkerung von 42,5 auf 49 Prozent erhöht habe. Wenn man also fragt, woher die vielen Arbeitslosen kommen, ist die andere – eigentlich sehr einfache, zumeist aber übersehene – Antwort: Immer mehr arbeitsfähige Menschen sind jetzt auch arbeitswillig. Die hohe Arbeitslosigkeit ist damit auch das Resultat einer Einstellungsveränderung der Menschen, die jetzt vermehrt auf dem Arbeitsmarkt nach Erwerbsarbeit fragen.

Mit einfachen Worten: Wir haben so viele Arbeitslose, weil in historischem Vergleich so viele Menschen wie nie zuvor den Anspruch auf einen Arbeitsplatz für selbstverständlich halten.

Meinhard Miegel hat für diesen Vorgang einen anschaulichen Vergleich herangezogen, der den Zusammenhang – den die tagtägliche Statistik mehr verschleiert als aufklärt – überzeugend illustriert. Es ist der Wohnungsmarkt. Ich zitiere: „In Deutschland vergrößert sich die Wohnfläche jährlich um durchschnittlich 40 Millionen Quadratmeter, also 40 Quadratkilometer. [...] Wird dadurch der Wohnungsmangel beseitigt? Mitnichten. Er wächst, weil intakte Haushalte in mehreren Wohnungen leben, weil 16- oder 17jährige ihre Unabhängigkeit wollen oder weil es für kleiner werdende Haushalte keine Anreize gibt, in kleinere Wohnungen umzuziehen.“¹¹

Und nun, nach diesem Beispiel, erlaube ich mir einen ersten Hinweis gezielt an Ihre Adresse, also an die Adresse der Berufsberater:

Gehen wir einmal aus von dem Faktum, daß immer weniger arbeitswillige Menschen einen Arbeitsplatz finden werden. Dann stehen immer mehr Menschen nicht allein vor der Frage: Was soll oder will oder kann ich arbeiten und werden – das dürfte so ungefähr der Fragezyklus sein, der in Berufsberatungen zum Zuge kommt –, sondern dann stellt sich für diese Menschen jetzt außerdem eine ganz andere, sehr viel grundsätzlichere und inzwischen vorrangige Frage – nämlich: Überhaupt Erwerbsarbeit, ja oder nein? Soll ich mich überhaupt um eine Stelle bemühen – oder nicht?

Oder um die hierhergehörige, zeitlagenbedingt anstößig klingende Frage bereits anzuschließen: „Warum will ich eigentlich eine Arbeitsstelle?“

Beziehungsweise von uns im Blick auf Ihre Klientel gefragt: „Warum suchen Menschen Arbeit?“ Damit bin ich beim Thema meines Vortrags.

Ich weiß natürlich, für manche frisch umgestellte Ohren klingt die Frage bereits skandalös – und zwar selbstverständlich skandalös, weil die prägenden, tatsächlich wirksamen Ideologien immer und ausnahmslos die Aura purer

11) „Strukturprobleme hochindustrialisierter Länder“, a.a.O. S. 578

Selbstverständlichkeit und Fraglosigkeit genießen.

Die große Ideologie zumal der letzten Jahrzehnte aber ist die der *selbstverständlichen* Arbeit. Wer seine Lektion besonders gründlich gelernt hat, wird also sagen: „Wieso die Menschen Arbeit suchen? Was für eine dumme Frage! Das ist doch selbstverständlich! Es ist ihr Recht! Das haben sie sich erkämpft! Und schwer genug war's. Das haben wir endlich erreicht. Arbeit für alle! Was gibt es da zu fragen? Da darf im Grunde gar nicht mehr gefragt werden! Und schon gar nichts ist mehr daran zu ändern. Daran dreht niemand mehr etwas zurück.“ So ungefähr.

Aber der Eifer, wie so oft, trägt. Es gibt da sogar sehr viel zu fragen – Sie werden sehen, das ist der zweite Teil –, und die Fragen werden dringlicher denn je zuvor.¹²

Es wird sich daran auch etwas ändern, gründlich sogar, einschneidend, ja, die Änderung ist längst im Gange. Die Idee nämlich, das alternativlos „normale“ Leben sei das Berufsarbeitsleben, scheitert ganz einfach aber wirksam *faktisch* und damit *unerbittlich*, indem schlicht immer mehr Menschen keine Arbeit finden, auf die sie meinen, einen Anspruch zu haben. Diejenigen aber, die eine fanden, verlieren sie immer rascher und immer früher wieder.

Das ist es, was *Ideen erledigt*, die sich in der Wirklichkeit nicht durchzusetzen vermochten – es dauert nur immer einige Zeit, bis die Menschen begreifen, es zu begreifen.¹³

Zum Abschluß des ersten und zugleich zur Eröffnung des zweiten Teils erlaube ich mir bitte als Philosoph eine Frage zwischenzuschieben, die sich auf Lebensglücks- und Unglücksbilanzen bezieht. Es ist im

12) Und natürlich wird auch schon längst von verantwortungsbewußten Menschen in dieser Richtung nachgedacht, etwa vom Soziologen *Wolf Lepenies*, der in einem Vortrag zur Eröffnung einer von der Adia-Stiftung und der Humboldt-Universität veranstalteten Konferenz zum Thema „Ungerechtigkeiten der Arbeitslosigkeit“ mit richtigem Nachdruck fragte: „Lohnt es, darüber nachzudenken, ob sich in unserer Zeit ein Wertewandel befördern läßt, der Arbeit umwertet und damit Arbeitslosigkeit entdramatisiert? [...] Können wir uns vorstellen, daß [...] Arbeit den Charakter einer nicht nur unbefragten, sondern herausgehobenen kulturellen Selbstverständlichkeit verliert? [...] Müssen wir nicht [...] über eine Neubewertung der Arbeit selbst nachdenken?“ *Lepenies* stellte diese Fragen rhetorisch und beantwortete sie entsprechend mit „Ja“. „Weniger kann mehr sein“, in: *DIE ZEIT* Nr. 45 v. 5. Nov. 1993, S. 19 f.

13) Und natürlich ist auch wahr, daß bereits viele begreifen. So denkt *Ulrich Beck* in dem bereits zitierten *SPIEGEL*-Essay öffentlich über Engagements in der „Selbstorganisation der zivilen Gesellschaft“ nach, die schon jetzt Prestige erwerbe und dabei sei, das Monopol, das „sinnvolle, anerkannte, öffentliche Tätigkeit mit Erwerbsarbeit gleichsetzt“, zu brechen; und zahlreiche Artikel erscheinen mittlerweile, die zeigen, wie das Odium sozialer Diffamierung von den Arbeitslosen selbst durch ein neues Selbstverständnis überwunden wird. Etwa *Peter Schütt*: „Wie die Lilien auf dem Felde. Arbeitslose begreifen ihr Los als Chance“, *FAZ*, „Bilder und Zeiten“, Nr. 133 v. 10. Juni '95. Eine „Umwertung“ der Arbeit nimmt bereits *Rainer Hank* vor: „Der Kampf um die Arbeit.“, *FAZ*, „Bilder und Zeiten“, Nr. 6 v. 8. Jan. 1994.

Grunde eine uralte Frage. Sie lautet etwa: Etwas ist der Fall. Wann und wie ist er leichter zu ertragen? Sofern er uns wider Willen widerfährt, oder sofern, was der Fall ist, mit unserer Zustimmung geschieht?

Auf unser Thema übertragen: Was ist vorzuziehen? Die Enttäuschung eines Wunsches, das Scheitern eines vermeintlichen Anspruchs, die Verhöhnung meines Willens durch Umstände und Fakten – oder: Die Korrektur des Wunsches durch mich selbst, die Umstellung des Anspruchs durch meine Einsicht und die Revision meines Willens durch einen veränderten, belehrten Willen?

Unglücklich, meine Damen und Herren, sind die, die suchen und nicht finden; nicht die, die nicht suchen, was sie nicht finden können.

Doch das war sehr abstrakt. Der zweite Teil, den ich hiermit beginne, wird alles konkreter erscheinen lassen.

Zweiter Teil.

Als nunmehr genügend vorbereitet sehe ich also an, inwiefern die *strukturell* bedingte Arbeitslosigkeit zur Frage nötigt: *warum* Menschen Arbeit suchen.

Was ich nun vorhabe, ist aber nicht der Versuch, Argumente zusammenzutragen, die etwa nahelegten, eben keine Arbeit zu suchen. Dafür weiß ich zu gut, auf welche Weise man sich mit unzeitigen, zu früh in die Debatte gebrachten Gedanken öffentlich blamiert und um allen Reputationskredit bringt ...

Nein, ich habe etwas anderes vor: Ich will mir mit Ihnen die Gründe, die die Menschen Arbeit suchen lassen – Gründe, die uns allen bekannt sind –, einmal etwas genauer anschauen. Und dann wollen wir sehen, was passiert. Ich sage es vorweg und stelle damit sogleich meine zweite These hin:

Die Wirtschaftsgesellschaft, deren Erfolg es ist, immer mehr Arbeit überflüssig zu machen, enttarnt auf diese Weise zugleich die wichtigsten Ideen und Ansichten der Gegenwartsmenschen als *Illusionen*. Sie klärt über Irrtümer auf und enttäuscht, was enttäuscht werden muß: *Täuschungen* nämlich, in denen die meisten noch befangen sind. Was da passiert, mit andern Worten, ist eine *Lektion*, die uns erteilt wird. Und das ist erfreulich. Doch nur, wenn wir die Lektion lernen, werden wir weiterkommen, und gibt es Hoffnung.

Damit komme ich zur ersten bitteren Pille ...

Warum Menschen Arbeit suchen –

Der erste Grund: das verdiente Geld.

Mit dem Einfachen soll man beginnen. Kompliziert wird es früh genug ... Also – und niemand rätselt darüber – die Menschen wollen Geld verdienen. Doch eine Frage: Wo liegt hier die Betonung? Liegt sie auf *Geld* oder liegt sie auf *verdienen*? Was sagen denn die Arbeitslosen, die – diesen Fall einmal vorausgesetzt – etwa mit der eingehenden Unterstützung und der ausgezahlten Abfindung im Grunde klaglos zurechtkommen könnten? Sie wollten nicht „von Almosen leben“. Und was sagen die – noch vor einer halben Generation waren es mehrheitlich die Frauen –, die über Geld in ausreichendem Maße verfügten, das etwa der damals sogenannte „Brötchenverdiener“ als Familieneinkommen erwirtschaftet hat? Sie sagen beispielsweise, sie hätten keine Lust mehr, „von Gnaden anderer“ zu leben. Ihnen sei es wichtig, *selbst* Geld zu verdienen. Also nicht über Geld zu *verfügen* scheint da den Ausschlag zu geben, sondern, wie vermutet, es *verdient* zu haben, *selbst* verdient zu haben. Was sie haben, soll ohne Dankverpflichtungen als rechtmäßiger *Anspruch* kassiert sein. Sie wollen, was ihnen *zusteht* und was sie allein *sich selbst* verdanken.

Was aber geschieht nun, da ein harter und unerbittlicher Wind durch den Arbeitsmarkt fährt? Die Unternehmer und Ökonomen entdecken, daß die Wertschöpfung aus der Mehrzahl der Arbeitsplätze geringer ist als der Lebensstandard, den dieser Arbeitsplatz dem Arbeitsplatzinhaber ermöglicht. Mit einfachen und schlichten Worten: Eine Vielzahl von Arbeitsplätzen „rechnet sich nicht“. Noch schlichter: Die entsprechenden Arbeitnehmer verdienen mehr als sie „verdienen“. Und diese Stellen werden nun rigoros herausgestrichen.

Was bedeutet das? Über eine verbreitete Lebenslüge wird aufgeklärt, eine Illusion wird zerstört. Nach den im Gange befindlichen, teils erst in Gang kommenden „Bereinigungen“ des Arbeitsmarktes werden mit weit höherer Wahrscheinlichkeit als heute nur noch *die* einen Arbeitsplatz innehaben, die „ihr Geld“ – wie es dann heißen mag – tatsächlich „verdienen“. In der härteren Sprache der Wirtschaft: die ihr Geld „wert sind“. – Wir sehen wieder einmal: die Belehrungen des Weltgangs sind manchmal von höherer Ironie. Es ist, als hätte die Wirtschaft den Wunsch der Menschen verstanden und werde ihnen nun, freilich auf unerwartete Weise, gerecht ...

Die Illusion des rein *selbst* verdienten, allein nur sich selbst zu verdanken Geldes wird heute aber außerdem durch eine zweite Entwicklung zerstört: durch die „Globalisierung“ des Arbeitsmarktes nämlich. Inwiefern?

In Unternehmerkreisen ist zu erfahren, ein gut ausgebildeter und gut motivierter Fachingenieur in Tschechien arbeite für einen Bruchteil der Entlohnung, die ein ebenso gut ausgebildeter, ebenso gut motivierter Fachingenieur in der Deutschland beziehe. Hat nun der hochdotierte Fachmann bei uns sein vielfach höheres Salär *selbst* „verdient“ und wirklich *nur sich selbst* zu „verdanken“? Die Frage ersetzt in diesem Fall die Antwort.

Was führen die Menschen sonst an, wenn wir uns erkundigen, warum sie Arbeit suchen? Ich denke, die zweite Auskunft, die wir erhalten könnten, lautet, man wolle „unabhängig“ werden und „selbständig sein“. Also ...

Der zweite Grund: Die wirtschaftlich erworbene Unabhängigkeit.

Wir haben aber nicht vergessen, daß diese Antwort erläutern soll, warum die Menschen Erwerbsarbeit suchen. Sie wollen „ihr eigenes Geld“, wie sie sagen. Denn dann seien sie unabhängig. – Wie steht es damit?

Auch hier führt, näher angesehen, eine *Illusion* Regie. Niemand hat das meines Erachtens klarer analysiert, als *Georg Simmel* in seiner klassischen „*Philosophie des Geldes*“: Tatsächlich werden die Menschen in entwickelteren, komplexeren Gesellschaften immer abhängiger voneinander – Zitat: „Mit dem modernen Kulturmenschen verglichen ist der Angehörige irgendeiner alten oder primitiven Wirtschaft nur von einem Minimum von Menschen abhängig“¹⁴ – unzweifelhaft also sind wir von den Leistungen von immer mehr Menschen abhängig, jeder Betrieb ist ein immer feiner gesponnenes Netz von Abhängigkeiten, und wer einen Arbeitsvertrag abschließt, macht sich ebenfalls von einer schwer übersehbaren Fülle von Bedingungen, Erwartungen, Beziehungen und Verpflichtungen abhängig, die er eingeht, so daß wir im ersten Moment eigentlich sagen müßten: Wie kann da von „Unabhängigkeit“ die Rede sein ...?

Morgens aufstehen *müssen*, um bei der Arbeit zu erscheinen, die Straßenbahn pünktlich erreichen, die vorgeschriebene Frühstückspause, die ausgerechnete Mittagszeit, das Abarbeitenmüssen von Akten, die andere auf meinen Schreibtisch geleitet haben, das Erscheinenmüssen zu Terminen, die keinen Aufschub dulden, das Abfassenmüssen von Briefen, „die noch heute unbedingt hinausmüssen“, das Einhaltenmüssen eines kollegialen Umgangsstons selbst gegenüber Leuten, von denen man ehrlicherweise meint, sie könnten einem „gestohlen bleiben“, das Beibringenmüssen einer ärztlichen Bescheinigung, nur weil man einmal einen Tag zuhause bleiben möchte, das Gehorchenmüssen des Computerbedieners, die Unnachsichtigkeit der Bedienungsgenauigkeit, die die Software abverlangt, indem sie Nachlässigkeiten unverzüglich mit „error“ ahndet... usw. usf. – ist das die beschworene *Unabhängigkeit*, die sich unser Proband vom Erwerb eines Arbeitsplatzes erhoffte?

Nun, tatsächlich liegt jener gewöhnlichen Redewendung eine zumeist undurchschaute Selbst-Täuschung zugrunde, über die wiederum *Simmel* vorzüglich aufgeklärt hat:

Unabhängig werden die Menschen in Arbeitsverhältnissen nur insofern, als sie von *bestimmten* Menschen unabhängig werden, von Menschen *überhaupt* hingegen werden sie abhängiger als je zuvor. Was als „Unabhängigkeit“ erlebt wird, ist nur die psychische Erlebenseite dessen, was *Simmel* als die Anonymisierung der menschlichen Beziehungen beschrieben hat, die über das Geld vermittelt werden. – Die Entwicklung läßt sich so zusammenfassen:

Die Unabhängigkeit von bestimmten Personen wird eingetauscht

14) „Philosophie des Geldes“, 7. Aufl. Berlin 1977, S. 314

durch die Abhängigkeit von Strukturen und Verhältnissen sowie von einer Vielzahl anonymer Beziehungen.

Darüber aber – und nun kommt ein zweites Mal meine These zum Zuge – klärt jetzt die einziehende Arbeitslosigkeit auf: Die Menschen lernen jetzt, was es heißt, von „Strukturen“ und „Verhältnissen“ abhängig zu sein, über die sie selbst nichts vermögen, die sie darum als unbegriffenes, undurchschautes und unappellierbares *Schicksal* erfahren, als reines Zahlen- und Rechenwerk, als Resultat von Bilanzen, unvorhersehbaren Verlusten, Uneinschätzbarkeiten des Devisenmarktes, weltwirtschaftlicher Imponderabilien, wegbrechender Märkte, nicht steuerbarer Konkurrenzlagen, unerwarteter Zins-Entwicklungen, Aktienkursschwankungen usw.

Alle diese Verhältnisse sind anonym, anders als etwa zuhause in der Familie, das wohl. Aber im Verhältnis zum Individuum, das seine Selbständigkeit suchte und behaupten wollte, sind sie unendlich mächtig und rücksichtslos.

Und in der Regel sind sie undurchschaubar: Tätigkeiten ohne erkennbares Subjekt. Das ist das eine.¹⁵

Zum andern aber erfahren jetzt die Menschen, daß Beziehungen *zweiseitig* sind, und das die Anonymität, die sie suchten und von der sie sich die Erfahrung der *Unabhängigkeit* erwarteten, ihre Macht darin zeigt, daß ebenso *sie selbst* für diese Strukturen ein Nichts und eine anonyme, namenlose Nummer sind und bloße Zahl. Die anonyme Welt erweist sich als die kalte Schulter. Man *kann* in ihr reüssieren, doch wer *nicht* reüssiert, wer untergeht, findet in ihr weder Zuflucht noch Trost und bleibt allein zurück.

Die Menschen erfahren also – um noch einmal *Simmel* zu zitieren – statt der *Unabhängigkeit durch das Geld* „die ganze Herzlosigkeit *des Geldes*“,¹⁶ das sich nämlich nicht dafür interessiert, in wessen Hände es fällt.

Was sie als *Unabhängigkeit* suchten, begegnet ihnen als *Gleichgültigkeit*. Sie suchten Verhältnisse, denen gegenüber sie persönlich unabhängig bleiben würden, und nun erleben sie die unpersönliche *Kälte* dieser Verhältnisse, in denen sie als Person keine Rolle spielen. Die Welt, in der sie sich „unabhängig“ wähnten, ist nämlich *auch von ihnen unabhängig*.

Zuletzt besiegelt der Bescheid, mit dem die Kündigung der Stelle zugeht, diese schreckliche Erfahrung. Und wieder gilt: Sehr oft sind es die schrecklichen Erfahrungen, die uns zur Aufklärung verhelfen, die wir nötig haben.

Erlauben Sie mir noch eine Bemerkung anzufügen, die einen ganzen Vortrag für sich verdiente, was nicht möglich ist. Darum nur als Notiz:

Das Geld, „das absolute Mittel“, macht nicht nur unabhängig: Es hat vielmehr – noch einmal *Georg Simmel* – einen „*versucherischen Charakter*“, sein Reiz ist der der „*Verführung*“, und zwar gerade dadurch, daß es „das indiffer-

15) vgl. dazu Ulrich Beck u. a., „Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannteste Gesellschaft, in der wir leben“, München 1995, bes. S. 9 - 15

16) ebd. S. 376

enteste und unschuldigste Ding von der Welt“ zu sein *scheint*.¹⁷ Geld, indem es da ist, macht abhängig *von sich*, und sobald es nicht mehr da ist – das heißt heute: seine Form auswechselt, zum Kredit mutiert –, macht es aus dem Verwender den *Schuldner*. Dies als Wink für theologisch Begabte: die einen nannten das Geld den „Gott der Welt“, die andern übersetzten, es sei die Maske des Versuchers – was auf dasselbe hinausläuft, vor allem aber ein Fragezeichen hinter die Gleichung „Geld = Unabhängigkeit“ setzt ...

Was sagen die Menschen sonst und außerdem, wenn wir sie fragen, warum sie Arbeit suchen?

Sie sagen, sie suchten *einen Beruf*, sie wollten etwas *werden*, etwas *sein*, sich *qualifizieren*, zu ihrer *Bestimmung* finden, denn das sei kein Leben, bloß so herumzusitzen. Man wolle also *etwas aus sich machen*, sagen können, *wer man ist*, dazu aber müsse man Auskunft geben können, *was man tut*. Also...

Der dritte Grund: Der Beruf als die wirtschaftlich erworbene Identität.

Wie steht es damit? Ich denke, die Aufklärung über dieses Motiv kann kurz gefaßt werden, denn diese Illusion, so sehr sie sicher noch gepflegt wird, ist vom Gang der Dinge in der Wirtschaft längst zerspleißt worden. Erwähnen will ich allerdings zumindest, daß es wiederum die Arbeitsstellenknappheit ist – selbst wenn sie nur als Drohung und Gefahr erlebt wird –, durch die der Stolz auf den Beruf von der Angst um den Job gefressen wird.

Die Unsicherheit und Unvorhersehbarkeit selbst naher Zukunftsverläufe hat die Menschen gelehrt, die Kontinuitätserwartungen, die sich mit dem „Beruf für's Leben“ einmal verbanden, fahren zu lassen.

Die „Flexibilität“, die ihnen abverlangt wird, erbringen sie, indem sie nur mehr einen *Job* erwarten und sich bestenfalls erhoffen, daß er sich mit dem erworbenen Beruf irgendwie verbinden lasse.

Was aber heißt das für den Wunsch, sich durch Berufsarbeit „Identität“ zu erwerben, das verlässliche Wissen, *wer man sei*? Es bedeutet: Mit statistisch signifikanter Wahrscheinlichkeit erwerben sie sich ihre Identität im Beruf gerade *nicht*.¹⁸

Die Entwicklung, die sich abzeichnet und aus alledem ergibt, ist in ihrer Bedeutung noch kaum verstanden, ist mein Eindruck. Sie könnte erklären, inwiefern an die Stelle einer *Identität des Berufs die Identität des Erfolges* treten mußte. Denn nur der einfache, durch Lebensstil und Luxusstandards demonstrierbare *Erfolg* ist weitestgehend unabhängig davon, durch *was* und *wie* man ihn erwerben konnte. So verbirgt er die Frakturen, die den Karrieren heute kaum erspart bleibt. Er meldet, worauf allein es dann noch ankommt:

17) „Philosophie des Geldes“, a.a.O. S. 260 f

18) vgl. dazu Achenbach: „Beruf als Wahlschicksal“, bvb-forum 1/1992, S. 15ff

daß man noch „dabei ist“.

Identität aus Erfolg zu beziehen aber heißt, sich grundsätzlich vergleichbar machen, abschätzbar, taxierbar, heißt nach „mehr und weniger“ bemessen werden – und *keinen Inhalt* haben, der mir in allen Schwankungen des Lebensglücks verlässlich bliebe. Dafür springt heute oft das Hobby ein – was deutlich zeigt, wie sehr der Hauptberuf als Quelle lebenslanger Identitätsgewähr ausfällt.

Die schreckliche Wahrheit des Erfolges aber ist: Erfolg ist niemandem, selbst dem Erfolgreichsten nicht, garantiert. Erfolg ist überhaupt kein Status, kein Besitz, nichts ein für allemal Erworbenes, sondern grundsätzlich Riskiertes, das unnachlässlicher Bemühung, Anstrengung und gut gefügter Umstände bedarf, die mitzuspielen haben. Die Karriere selbst des glänzendsten Erfolgs ist im Betrieb, der über Nacht die Produktion einstellt, von einem Tag zum andern null und nichtig.

Und wieder spüren es die Menschen erst in solchem Unglück, was es heißt, ihr Schicksal an „Verhältnisse“ geknüpft zu haben ... Was ihnen widerfuhr, erleben sie jetzt irgendwie als eigenes Versagen. Nicht zu Unrecht übrigens: Ihr Versagen liegt nur etwas tiefer, als ihre Augen sehen können. Also begreifen sie es nicht und ahnen nur – sie *ahnen* immerhin ...

Der vierte Grund: Der Beruf als Versprechen, man werde gebraucht.

Was die Menschen, viele jedenfalls, am schwersten bedrückt, ist das Empfinden, nicht „gebraucht“, nicht „nötig“ zu sein. Sie fühlen sich „überflüssig“.

Sollten sie sich allerdings aus diesem Grunde auf die Suche nach einer Berufsarbeit begeben, könnte Ihnen drohen, daß ihnen der erste, noch ungefähre Eindruck, der sie auf die Suche schickte, jetzt auf zerschmetternde Weise bestärkt und bestätigt wird. Aber Berufsberatern muß ich nicht von den Empfindungslagen derer erzählen, die ihre 150zigste Bewerbung zur Post tragen und sich bereits einzureden beginnen, es sei immerhin ein Glück, schon zweimal zum Vorstellungsgespräch eingeladen worden zu sein.

Was schwerer wiegt, ist eine tiefere Täuschung, die sich mit jenem Wunsch verbindet, häufig jedenfalls. Was sie am Arbeitsplatz erwartet, ist in der Regel etwas anderes: *Nicht sie selber* werden dort „gebraucht“, sondern eine Qualifikation, ein Können, ein Vermögen, eine Leistung, irgendetwas „Brauchbares“ am Menschen eben, und das ist *nicht er selbst*.

Selbst dann, wenn – auf den höheren Etagen – „Persönlichkeit“ gefragt ist, ist dies nichts als ein Gemenge wünschenswerter Eigenschaften, die da den Handel machen. Daß man „sich selbst vermarkte“, wie die Rede lautet, ist nur die verschleiende Floskel, die der Zyniker dafür parat hat.

Der fünfte Grund: Die Selbstverwirklichung.

Ein heikles Thema, denn die Hochschätzung der *Selbstverwirklichung* wird gern mit Häme und Herablassung behandelt. Doch nichts liegt mir ferner.¹⁹ Allerdings – nun, wir werden sehen ...

Die Menschen ahnen: zu sich selbst zu kommen, sich der eigenen Wirklichkeit bewußt zu werden, dazu ist es nötig, aus sich herauszugehen unter Menschen. Die Wahrheit darin ist: Zu uns selber kommen wir nicht anders als durch die *Anerkennung*, die wir durch andere erfahren. Unübertroffen knapp hat Feuerbach das ausgesprochen: „Kein Du – kein Ich.“²⁰

Doch als „ich selbst“ werde ich nur da meiner Wirklichkeit bewußt, wo ich für einen andern als „ich selber“ wichtig bin. Und im Beruf? Da gilt die primäre, durch Lohnauszahlung bekräftigte Anerkennung meiner Leistung, meinem Beitrag, der Funktion, die ich versehe.

Wo immer das Geld als Entlohnung ins Spiel kommt, zerstört es verlässlich die Grundlage, auf der allein es zur Selbstverwirklichung kommen könnte.

Ich werde ein unpopuläres Beispiel nicht scheuen: Eine Mutter, die ihre Kinder versorgt, für sie da ist, tut dies um der Kinder selbst willen. Und eben deswegen ist auch sie selbst als „sie selbst“ in dieser Beziehung gegenwärtig und anerkannt. Selbst noch in schlimmen Verhältnissen, täuschen Sie sich nicht! Denn als „ich selbst“ bin ich in einer Beziehung wirklich, in der ich anerkannt bin als *unersetzbar*. Das ist die *Identität des Selbst: unersetzbar zu sein*. Die bezahlte Kinderfrau hingegen mag so nett und reizend zu den Kindern sein, daß sie für die Kinder „wie eine Mutter“ ist. Und dennoch ist das nichts als eine Redewendung. Denn eine Mutter ist für die Kinder nicht da unter der Bedingung der Bezahlung. Sie ist nicht „des Geldes wegen“ Mutter. Wiederum die Kinderfrau kann jederzeit bei nicht zufriedenstellender Leistung gekündigt werden. Sie ist *prinzipiell ersetzbar*. Eine andere Kinderfrau kann ihre Stelle einnehmen.

Allein in dieser *Möglichkeit* kommt heraus, was gegenwärtig immer häufiger die Erfahrung in der Wirtschaft ist: *ich bin ersetzbar*. Doch *wo ich ersetzbar bin, geht es um anderes als um mich selbst*. Aus den Berichten der Entlassenen ist diese Erschütterung herauszulesen: Ihnen blieb die schmerzliche Entdeckung nicht erspart, von heute auf morgen für die anderen *ein Nichts* zu sein. Ein *Niemand*. Und doch ist dies nur die halbe Wahrheit: Denn sie waren von Anfang an in ihrem Beruf nicht als „sie selbst“ anerkannt, sondern als Mitarbeiter, als Kollege, als tüchtige Kraft, als Chef, als was auch immer.

Das Büro war nicht um ihretwegen da, sondern sie des Büros und der dort zu leistenden Arbeit wegen. Der Selbstverwirklichungs-Wunsch, der zur Arbeit motiviert, irrt sich mithin in der Adresse.

19) vgl. dazu Achenbach, „Ethos der Selbstverwirklichung“, in: B.Müller, H.Thiersch (Hg.), „Gerechtigkeit und Selbstverwirklichung“, Freiburg 1990, S. 49 - 62

20) Werke in 6 Bänden, hg. v. E. Thies, Bd. IV, S. 76

Man könnte das alles so zusammenfassen: Vielleicht sind wir zur Zeit dabei, eine *tragische* Lektion zu lernen. Welche wäre das? Wenn wir sehen, daß *wirtschaftlich*, daß *ökonomisch betrachtet* immer mehr Menschen *unbrauchbar* werden, wenn wir sehen, daß sie unter *wirtschaftlicher Perspektive zur Last* werden, wenn die Menschen sehen, daß man sie nicht braucht, und *wenn* man sie braucht, nur unter strenger Bedingung – dann kommt als Lektion heraus:

Der *homo oeconomicus*, der Mensch, der Arbeit sucht, weil er anders gar nicht mehr zu leben wüßte, der Mensch, der sich von seiner Teilnahme am Wirtschaftsleben die Anerkennung seiner selbst, seinen Wert und seine Bedeutung zu finden verspricht – der hat sich *tragisch getäuscht*. Er suchte die Wärme und geriet in die Kälte. Das Ende aller Sozialromantik dürfte angebrochen sein. Eine Ernüchterung großen Stils ist im Gange. Und damit sollten wir einverstanden sein. Über Irrtümer nämlich *muß* aufgeklärt werden.

Der Irrtum der späten Neuzeit aber war: Die Wirtschaft zu verkennen. Jetzt lernen wir sie kennen. Sie zeigt ihr Gesicht.